



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Gelüste befriedigt war, überfiel mich der entsetzlichste Haß, die tiefste Verachtung gegen mich selbst. Sie feuerte in demselben Augenblick im Schlafe auf, und ihr Antlitz erbleichte wie von tödlichem Schreck. Hatt ich eine Waffe in den Händen, ich erlebte den Augenblick nicht, in dem sie die Augen öffnete und mich mit so schmerzlichem und doch vorwurfslosem Blick ansah. Ich hatte meine Augen geschlossen vor Scham und hatte nicht den Mut, mich nur zu regen. Blinzend, indem ich mich stellte, als schlief ich noch, sah ich, wie sie aufstand und sich anzog, in welcher Beschäftigung sie sich tausendmal unterbrach, um die Hände zu ringen. Ihr Antlitz war wie versteinert, und vergebens bemühte sie sich zu weinen. Dazwischen sank sie mehrmal kraftlos auf das Bett zurück. Endlich war sie fertig. Sie kam auf mich zu; indem sie sich über mich bog, kamen ihr die ersten Thränen und kamen in solcher Fülle, daß sie mich wirklich in Thränen badete. Der Schmerz, der mir wie ein glühendes Eisen durch die Seele sengte, nahm mir die Besinnung. Nur noch wie im Traume hörte ich, wie sie in den süßschmerzlichsten Worten von mir Abschied nahm, wie sie mir so liebevoll zuredete, mich zu fassen, und dann wieder in lautes Schluchzen ausbrach, fühlte ich, wie sie mich mit tausend Küssen und Thränen bedeckte, meine Hände und mein Gesicht unaufhörlich an Mund, Wangen, Augen und Busen drückte.

Wie ich endlich wieder zu mir kam, war sie verschwunden samt dem Gemach und dem Bette; unfern des Schneckenberges glaubte ich in einem Busche zu liegen. Eiseskälte rann statt des Blutes durch meine Adern; von neuem floh mir die Besinnung. Zum zweitenmal erwachend fand ich mich in einem ärmlichen Bette; die guten Leute, die mich umstanden, hatten mich im bloßen Hemde als einen Fieberkranken im obern Park gefunden. — Und so bliebe mir denn weiter nichts zu melden, als daß ich endlich aus Verzweiflung unter die Litteraten gegangen bin. Die langen Haare trage ich, um den Mangel meines rechten Ohrläppchens zu verstecken, das mein scheidendes Glück im Schmerzenssturme des Abschiedes mir abbiß.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Für und wider das deutsche Gymnasium. Die Namen der Männer, die der preussischen Regierung in den nächsten Wochen ihre Gutachten über einige Erziehungs- und Unterrichtsfragen vortragen sollen, sind größtenteils bekannt geworden. Schön, daß man es auf keiner Seite für einen Klau geachtet hat, wenn in Berlin auch außerpreussische Stimmen gehört würden. Verhältnismäßig stark

ist die Einheitschule vertreten. Das wird, soweit die Absicht der Regierung in Betracht kommt, Zufall sein; doch scheint in der That der Gedanke eines auf die beiden alten Sprachen gegründeten, aber fachmännisches Philologifiren fernhaltenden, dafür überall auf ein Verständnis des Lebens hinführenden Gymnasiums immer mehr durchzudringen, während der entgegengesetzte, die neunjährige Vorbildungsanstalt schon in den ersten Jahren zu spalten, trotz eines ungeheuern Aufwandes von Bosheit und Scharfsinn immer mehr an Boden verloren hat. Dem Vorgang Halle's zu Anfang des Winters hat sich jetzt Tübingen angeschlossen: beide Universitäten erklären durch die Mehrzahl ihrer Lehrer, daß sie weder Aufhebung der Gymnasien wollen, noch Spaltung in Fachschulen. Dem stellt sich jetzt gegenüber die stattliche Zahl von vierhundert Fachlehrern der Medizin und der Naturwissenschaften, Leipziger Dozenten an der Spitze, mit der verblüffenden Erklärung, die Gymnasien seien als Vorbereitungsanstalten zum Studium der Medizin und der Naturwissenschaften wenig geeignet. Vermutlich handelt es sich bei den Anstiftern des Aufruhrs nur um einen Butsch zu Gunsten der unglückseligen Realgymnasien. Denn um von einzelnen Namen zu schweigen, die Fragestellung mit dem Appell an das Fachinteresse und mit der ganz unbestimmten Fassung des abfälligen Urteils hat ganz das Aufreizende der bekannten Wühlereien gegen die Vorrechte des Gymnasiums. Die angeblich empörenden Vorgänge bei der Vorbereitung einer gymnasiaalfreundlichen Adresse, die zur Rechtfertigung des eignen Vorgehens angeführt werden, entziehen sich unsrer Beurteilung. Was die Mehrzahl der Vierhundert zur Unterzeichnung mag bewogen haben, bleibt jedenfalls dunkel. Vom Standpunkte des Fachmenschen erscheint wohl jede nicht fachmäßig zugeschnittene Vorbereitungsanstalt als wenig geeignet. Wollen daraufhin wirklich die Vierhundert besondere Vorschulen für die medizinische und die mathematisch-physikalische Fakultät vom zwölften oder dreizehnten Lebensjahr ab? oder denken sie eben auch nur an ein Gymnasium, das mit dem alten Formalismus und der durch und durch undeutschen stilistischen Dressur ernstlich bricht, wie es heute nahezu alle Freunde des Gymnasiums von den Heidelbergern bis zu den Tübingern wollen? Bis sich also die Herrn nicht weiter auslassen, ist ihre Erklärung ziemlich nichts sagend. Vielleicht ist es ihnen erwünscht, wenn wir sie durch einige weitere Fragen zwingen, mit der Sprache herauszukommen. Ob sie wohl sämtlich glauben, jemand könne ein guter Physiker oder gar ein guter Arzt werden, wenn er nicht als Knabe den Grund gelegt hat zu einem ganzen Manne? Und ob sie als Universitätslehrer nie erfahren haben, wie viel dankbarer und fruchtbarer ein gerade in Bezug auf ihre Einzelwissenschaft jungfräulicher Boden war, als einer, auf dem unkrautartig schon allerlei Halb- und Viertelswissen wucherte? Gerade das (nur allzu einseitig wahrgenommene) Fachinteresse hat 1882 einen damals einflußreichen Germanisten vermocht, in Preußen das schlichte Verbot jedes mittelhochdeutschen Unterrichts durchzusetzen, zum Schaden vielleicht nicht des Faches, wohl aber des deutschen Unterrichts, wie wir meinen, zumal wenn nicht einmal von den Lehrern durchweg Kenntnis des Werdens der Muttersprache gefordert wird. Genug, die Frage, was unsre Söhne bis zum neunzehnten Lebensjahre lernen sollen, wird nicht durch Gutachten einzelner Fakultäten entschieden, nicht irgend welche Quersumme von Fachforderungen giebt den Ausschlag. Wer hier mitsprechen will, muß mehr sein als Fachgelehrter, mehr als Techniker seiner Einzelwissenschaft. An solchen Technikern haben wir heute keinen Mangel, an Menschen fehlt es weit und breit. Die Schule allein kann daran allzu viel auch nicht ändern, aber sie soll darum doch den Zeretzungsprozess nicht künstlich beschleunigen. Der Heranwachsende soll lernen seine Arme

rühren, seine Sinne und seinen Verstand gebrauchen und seine junge Seele weiten in jeder Richtung, nicht am wenigsten in der, in der es ihm später versagt ist; ob nun versagt, weil später die Empfänglichkeit oder weil die Zufuhr aufhört. So lange vollends die Menschheit nicht einer Spezialwissenschaft wegen da ist, müssen sich die Vertreter eines Faches bescheiden in ihren Forderungen an den Jugendunterricht. Auch die philologisch-historischen Fakultäten würden sich bescheiden müssen, wenn manches, was früher der Gymnasiast an Vorkenntnissen zur Universität mitbrachte, von nun an auf der Universität getrieben werden müßte, die Gymnasien also für das Studium der Theologie oder der Geschichte weniger geeignete Vorbereitungsanstalten werden sollten als bisher.

Was wir am dringendsten brauchen, das ist etwas mehr Studienfreiheit in Prima: etwas weniger Uniform, etwas weniger des Reglementirens und Examinirens. Dann wird der allmählich zu sich selber kommende Geist des werdenden Mannes sich selber eine immer geeignetere Vorbildung suchen — ob gerade in der Richtung seiner spätern Spezialstudien? wer weiß? Möglich immer, daß dann ein zukünftiger Botaniker in Oberprima sich nebenher zum leidenschaftlichen Homeriker entwickelt und ein zukünftiger Bakteriologe zum heimlichen Goetheverehrer. Also unmittelbaren Gewinn dürften hiervon die Fachmenschen kaum erwarten. Aber ein eignes geistiges Leben führen, freiwillig, wenn auch keineswegs ohne Anleitung und Aufsicht, mit Lust und zugleich mit Ernst arbeiten, das würden die Primaner dann besser lernen als bisher; und mittelbar würde dies dem gesamten Geistesleben unsers Volkes und jedem Einzelsache zu gute kommen.

Auri sacra fames. In dem Aufsatz über Robbertus in Nr. 45 ist ein Punkt übergangen, der nachträglich noch erwähnt zu werden verdient. Die Dienste, die das Geld bei der Güterverteilung wie beim Gütertausch den Einzelnen und den Völkern leistet, werden von den meisten modernen Nationalökonomern hoch gepriesen. Auch ist es ja richtig, daß die Zumutung, zum Tauschhandel oder zu den Geldformen halbzivilisierter Völker, etwa Kaurimuscheln oder Steinsalzblöcken, zurückzuführen, uns alle mit Entsetzen erfüllen würde. Andererseits ist doch auch nicht zu leugnen, daß unsre vortrefflichen Tauschmittel so wenig fehlerlos sind, wie irgend ein andres irdisches Wesen, daß, wie Robbertus hervorhebt, die Wertschwankungen des Geldes und der Mißbrauch der Geldmacht die übeln Wirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsform wesentlich verschärfen, und daß das Treiben der großen Geldhändler immer wieder aufs neue Beunruhigungen erzeugt, die durch das Geschrei über Reaktion, Kulturfeindlichkeit und über die „Schmach des Jahrhunderts“ (den Antisemitismus) zwar in ihren Äußerungen gehenmt, aber nicht beseitigt werden können.

Die letzten Monate haben der Sorge neuen Stoff zugeführt. Der schwankende Silberpreis hat zu der Klage Veranlassung gegeben, daß niemand mehr so recht wisse, wieviel er eigentlich im Vermögen habe. Das Steigen des Rubel- und des Guldenkurses ist von den Russen und den Österreichern nicht etwa mit Freuden begrüßt worden, sondern mit großem Gejammer über den Schaden, den die Exporteure dadurch erleiden, sodaß das Verlangen mancher reichsdeutschen Agrarier nach schlechterem Gelde gerechtfertigt und der Grundsatz allgemein anerkannt erscheint, eine Nation könne im Konkurrenzkampfe nur bestehen, wenn sie schlechtes Geld führt, d. h. auf Übervorteilung der übrigen ausgeht. Mit der Börse endlich sind selbst ihre wärmsten Freunde nicht mehr zufrieden. „Die Börse kennt keine Logik! — hieß es in einem Berliner Börsenbericht der letzten Oktoberwoche —

man läßt den Kursdrückern willenlos und wehrlos freies Spiel, um erst dann wieder thätig einzugreifen, wenn die unter den Kursen angerichteten Vermüstungen das denkbar höchste Maß erreicht haben. Ein trauriges Schauspiel, ein Walten sinnlos roher Kräfte!" Roh und rücksichtslos benehmen sich diese Kräfte allerdings, aber sinnlos und ohne Logik durchaus nicht. Vernehmen wir, wie ein Wiener Börsenbericht vom 31. Oktober die Sache auffaßt. „Ein erbarmungsloser Zinsfuß bedrückte die Spekulation. Man glaubte die Hand zu sehen, die ohne das geringste Mitgefühl und nur geleitet von den kühlen Berechnungen der Selbstsucht den Schraubstock preßte. Es ist die alte Geschichte und das alte Glend. Erst wird die Börse durch eine Fülle von Kredit, durch Lockungen und Versprechungen zu großen Engagements verleitet, und wenn die Karpsen im Teiche sich ein wenig gemästet haben, schießt der Hecht hervor und zehrt an ihrem Fette. Für wen hat die Börse in den letzten Wochen gearbeitet? Wenn wir das Saldo ziehen, so wird sich herausstellen, daß nicht der Unternehmer, der alle Gefahren der Spekulation zu tragen hat, sondern der Besitzer des Leihkapitals, der nur ein geringfügiges Risiko auf sich ladet, den größten Gewinn erzielte. So geht es immer. Der Zinsfuß ist der weite Schöpflöffel, der die Fleischstücke aus der Brühe holt und nur die Knochen zurückläßt.“ So zu lesen nicht etwa in einem Stöckerschen Blatte, sondern in der „Neuen Freien Presse.“ Da haben wir also ein ganz unbedächtiges und vollkommen sachverständiges Zeugnis dafür, daß das vollstümliche Mißtrauen gegen die Börse begründet ist. Die großen Geldinstitute dienen allerdings dem Volke durch Vermittlung zwischen Angebot und Nachfrage, und es ist schwer zu sagen, wie und wodurch dieser Dienst ersetzt werden könnte, wenn sie aufgehoben würden. Zugleich aber dienen diese Institute als Presse, um von Zeit zu Zeit den produzierenden Ständen ihre Ersparnisse herauszupressen und sie in die Arnsheims der großen Geldhändler und ihrer nicht produzierenden, sondern nur spekulierenden Helfershelfer überzuleiten. Daß der unermüdliche französische Bauer und Industriearbeiter eigentlich nur noch für die Rothschildgruppe arbeitet, ist neuerdings wieder zu Tage getreten. Rothschild war das eigentliche Haupt des Kupferringes. Aber nur einige seiner untergeordneten Helfer wurden zur Beschwichtigung des Volksumwillens bestraft. Der vorige Justizminister, der so einfältig ehrlich war, daß er es wagte, die Erhebung der Anklage gegen den Hauptschuldigen zu beantragen, mußte fallen. Wenn man den französischen Antisemiten glauben dürfte, so wäre Frankreich thatsächlich eine Monarchie, deren unverantwortlicher Gebieter Rothschild hieße. Daß aber die kapitalistische Gesellschaftsverfassung auch ohne Mitwirkung der jüdischen Nation zu demselben Ergebnis führt, das beweisen die Vereinigten Staaten. Es mag dem alten Fortschrittler Karl Schurz sehr schwer angekommen sein, aber er ist ehrlich und mannhaft genug gewesen, es in einer Rede, die er zu Boston gegen die Mac Kinley-Bill gehalten hat, einzugestehen, daß das „freie“ amerikanische Volk sich nicht selber regiert, sondern von den großen Kapitalisten beherrscht wird. Das Hauptgeschäft der Regierung, sagte er u. a., bestehe nur noch darin, daß sie die Reichen in Stand setze, den weniger begüterten Bürgern das Geld aus der Tasche zu ziehen. Nach allen diesen Erscheinungen zu urteilen, scheint das Endergebnis der herrschenden Geldwirtschaft sein zu sollen, daß alle produktiven Stände nur für das Großkapital arbeiten. Diesen Punkt fest im Auge zu behalten, bei allen gewerbe-, steuer-, finanz- und sozialpolitischen Maßregeln vor allem auf die Hemmung des angedeuteten unheilvollen Prozesses Bedacht zu nehmen, das dürfte auf lange hin die Hauptaufgabe aller Regierungen und Volksvertretungen bleiben, die sich ihrer Verpflichtungen bewußt sind.

Was wir von den Zuluskaffern lernen können. Daß wir zivilisierten Menschen sehr häufig den Wald vor lauter Bäumen nicht sehen und über unsrer Gelehrsamkeit den Zweck des Wissens aus den Augen verlieren, ist eine alte und bekannte Geschichte. Dieser Tage haben uns die Klagen einer einfachen Frau über die Milchtheuerung zu der beschämenden Erkenntnis verholfen, daß die Zuluskaffern eigentlich bessere Volkswirte sind als wir. Wenn man den Reisebeschreibungen glauben darf, hält bei diesem Volke jedes Dorf eine besondere Herde von Kühen für die Knaben von drei bis vierzehn Jahren. Diese begeben sich jeden Tag zweimal in die Hürde, legen sich an die Euter und trinken sich satt. Andre Nahrung bekommen sie nicht. Davon werden sie gesund und stark; sind doch die Zuluskrieger durch ihre Kraft und Tapferkeit berühmt. Da die Milch das von der Natur selbst für die kleinen Kinder bereitete Nahrungsmittel ist und alle dem Körper nötigen Stoffe in der zweckmäßigsten Mischung enthält, so ist es klar, daß sie bei den Säuglingen durch kein andres Nahrungsmittel ersetzt werden kann und auch später noch dem heranwachsenden Menschen in reichlichem Maße neben andern Speisen gegönnt werden muß, wenn er gedeihen soll. Für alle schwächlichen, zur Auszehrung neigenden oder an unreinen Säften leidenden Kinder und Frauen ist außer der Bewegung in freier Luft gute Milch das einzige wirksame Heilmittel. Auch den Jünglingen, namentlich den zum Stubenhocken verurteilten, würden zwei Glas Milch täglich sehr gut thun; auf das Bier könnten sie ohne Schaden für ihre Gesundheit verzichten. Das „flüssige Brot“ ist eine zum Nutzen der Brauer und Gastwirte erfundene alberne Redensart; nicht das Bier, das nur eine winzige Menge Nahrungsstoff enthält, sondern die Milch ist flüssiges Brot. Wollte nun unser Volk seine Ernährung in diesem Punkte den Forderungen der Natur gemäß umgestalten, so würde sich sofort zeigen, daß die dafür erforderliche Menge Milch nicht vorhanden wäre. Die Größe des Vorrats einer Ware drückt sich in ihrem Preise aus. Bei den jetzigen Milchpreisen würde eine Familie, die vier Kinder unter zehn Jahren hat, den Bedarf der Mutter eingerechnet täglich etwa für eine Mark fünfzig Pfennige Milch brauchen; so viel haben aber die ärmern Familien kaum für die ganze Nahrung aufzuwenden. Wenn auch nur die wohlhabendern Klassen ihren Milchverbrauch dem wirklichen Bedürfnis entsprechend steigerten, so würden die Minderbegüterten den Mangel noch schmerzlicher empfinden. Am größten ist dieser Mangel, so sonderbar das auch klingen mag, auf dem Dorfe und in ganz kleinen Städten. Schon vor zwanzig Jahren hörten wir einen Dorfarzt ausrufen: „Es ist zum verzweifeln! Wir sitzen hier mitten unterm Rindvieh, und verordnet man einem armen Kranken Milch, so ist selbst für Geld und gute Worte keine zu haben!“ Die Landwirte schickten nämlich schon damals am liebsten ihre Milch entweder unverändert oder in Butter oder Käse verwandelt in die größern Städte. Seitdem ist es damit noch bedeutend schlimmer geworden. Dank dem rastlosen Fortschritte der Landwirtschaft werden überall Molkereien gegründet, die dem Landwirt Gelegenheit geben, seine Milch bequemer und vor allem „rentabler“ zu verwerten als im Einzelverkauf. Er läßt sie zu Käse verarbeiten, damit die Wein- und Biertrinker desto früher zu einer Karlsbader oder Riffinger Kur genötigt werden. Wie viel hunderttausend Säuglinge verschmachten und wie viel heranwachsende junge Leute aus Mangel an geeigneter Nahrung verkümmern, danach fragt er nicht.

Und das kimmert, wie es scheint, auch sonst niemanden. Wertwürdig! Daß der Mensch erst leben muß, ehe er philosophiren oder sonst etwas Erhabenes oder auch nur Menschliches treiben kann, und daß zum Leben vor allem ein ganz be-

stimmter Vorrat von Lebensmitteln gehört, diese einfache Wahrheit scheint in dem Meer unsrer Gelehrsamkeit ertrunken zu sein. Aus jener Wahrheit folgt doch offenbar, daß die Sorge für gute Volksernährung die erste und wichtigste aller Regierungsjorgen sein und bleiben müsse, und in der That ist sie es früher auch immer gewesen. Die Mittel, zu denen die Fürsorge der Behörden zu greifen pflegte; wie amtliche Feststellung der Lebensmittelpreise, Verbot der Getreideausfuhr, Bestrafung der Bauern, die keine Lebensmittel zu Markte brachten, waren ja oft recht ungeeignet, aber daß sich in der Absicht die richtige Auffassung der Regentenpflichten äußert, kann doch nicht bestritten werden. Unserm erleuchteten Jahrhundert blieb es vorbehalten, das erste und notwendigste Gebot des volkswirtschaftlichen und Regierungskatechismus zu vergessen. In allen gesetzgebenden Versammlungen, in allen Regierungskörperschaften, in allen Zeitungen wird über Währungs-, Zoll-, Steuer- und Rentabilitätsfragen beraten und gestritten, aber die Frage, ob genug zu essen im Lande sei, wird gar nicht mehr oder doch erst seit vorigem Jahre wieder hie und da einmal aufgeworfen. Und doch würden, wenn diese Frage verneint werden müßte, alle übrigen Debatten nur Zänkereien um Kaisers Bart sein, da bei fortschreitender leiblicher Verkümmernng des Volkes über kurz oder lang alle Steuer und Rentabilität ein Ende hat. Wir wünschten von Herzen, daß der neue Herr Kriegsminister den Plan seines Vorgängers festhielte und mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst machte. Die Ergebnisse der jährlichen Musterungen und Aushebungen würden ihn sehr bald nötigen, vor den höchsten Kriegsherrn mit der Erklärung hinzutreten: Die allgemeine Wehrpflicht muß einstweilen auf dem Papiere stehen bleiben, bis die Minister des Innern, der Landwirtschaft, der Finanzen und der öffentlichen Arbeiten gewisse Aufgaben gelöst haben werden.

Vorläufig bleiben wir dabei, daß es im Zululande besser um die Volkswirtschaft bestellt ist als bei uns. Ja, wird man uns einwenden, unter so einfachen Verhältnissen das Richtige zu treffen, das ist keine Kunst! Darauf erwidern wir im voraus: Auch durch die ärgsten Verwicklungen und Schwierigkeiten darf sich der Künstler nicht in dem Grade verwirren lassen, daß er den Endzweck seiner Kunst vergißt. Ein tüchtiges Volk und ein tüchtiger Staat sind nicht denkbar ohne tüchtige Menschen. An die lebendigen Menschen sollten die Staatskünstler vor allem denken, nicht immer bloß an tote Abstrakta wie Rentabilität, Interessen von Ackerbau, Gewerbe und Handel, Geldsteuerung u. dergl. Die Arbeiterschutzesetzgebung beweist nun allerdings, daß bereits eine erfreuliche Wendung eingetreten ist, daß man wieder anfängt, sich mehr mit den Personen als mit den Begriffen zu beschäftigen. Indes den Kern der Volkswirtschaft, die Volksernährung, hat man doch noch nicht ins Auge gefaßt; wo die gesichert ist, da bedarf es keines Arbeiterschutzes, denn nur hungernde Arbeiter verzichten auf die Sonntags- und Nachtruhe und opfern ihre Kinder den „Interessen der Industrie.“

Litteratur

Goethes Hermann und Dorothea. Ins Altgriechische übersezt von A. Dühr.
Gotha, Fr. Andr. Perthes

Der Verfasser dieser Übersetzung, früher Lehrer an dem Gymnasium zu Friedland in Mecklenburg, hat als tüchtiger Kenner der griechischen Sprache schon früher eine Anzahl Weibelscher Gedichte mit großer Gewandtheit ins Griechische übertragen. In dem vorliegenden Büchlein hat er sich an Goethes herrliche Dichtung